

Institut für Hochschulforschung (HoF) an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg

Peer Pasternack

DIE DDR-GESELLSCHAFTSWISSENSCHAFTEN POST MORTEM: EIN VIERTELJAHRHUNDERT NACHLEBEN (1990–2015)

Zwischenfazit und bibliografische Dokumentation



Peer Pasternack

unter Mitarbeit von Daniel Hechler

DIE DDR-GESELLSCHAFTSWISSENSCHAFTEN POST MORTEM: EIN VIERTELJAHRHUNDERT NACHLEBEN (1990–2015)

Zwischenfazit und bibliografische Dokumentation



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Angaben sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

ISBN 978-3-8305-3620-8

Reihe "Hochschul- und Wissenschaftsforschung Halle-Wittenberg" © Institut für Hochschulforschung an der Universität Halle-Wittenberg (HoF) Collegienstraße 62, 06886 Lutherstadt Wittenberg, institut@hof.uni-halle.de, http://www.hof.uni-halle.de

2016 BWV • BERLINER WISSENSCHAFTS-VERLAG GmbH,
Markgrafenstraße 12–14, 10969 Berlin,
bwv@bwv-verlag.de, Internet: http://www.bwv-verlag.de
Printed in Germany. Alle Rechte, auch die des Nachdrucks von Auszügen,
der photomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten.

Inhaltsübersicht

A.	DDR-Gesellschaftswissenschaften 1990 bis 2015: Tektonik und Substanz eines postmortalen Literaturmassi Peer Pasternack	
1.	Wissenschaft und Politik in der DDR im Vergleich zur Bundesrepi	
		JUIK 17
2.	Die DDR-Gesellschaftswissenschaften als politisch-epistemisches Ereignis	28
3.	Die Kontexte des Nachlebens: Ab- und Umbauten seit 1990	85
4.	Zeitgeschichtliche Aufklärungen seit 1990	143
5.	Fazit: Weltanschauung als Beruf	194
В.	Annotierte Bibliografie Peer Pasternack, Daniel Hechler	241
0.	Zur bibliografischen Dokumentation: Kriterien und Kompromisse	242
1.	Gesellschaftswissenschaften allgemein, Fächerübergreifendes	246
2.	Philosophie und Wissenschaftsforschung	290
3.	Geschichtswissenschaften	335
4.	Kunstgeschichte und Musikwissenschaft	392
5.	Regionalwissenschaften, Ethnologie, Volkskunde	402
6.	Sprach- und Literaturwissenschaften	415
7.	Kulturwissenschaften, Kommunikations- und Bibliothekswissenschaften	452
8.	Pädagogik, Bildungsforschung, Lehrerbildung	459
9.	Sportwissenschaft	501
10.	Soziologie und Politikanalyse	506
11.	Frauen- und Geschlechterforschung	533
12.	Psychologie	537
13.	Wirtschaftswissenschaften	545
14.	Rechtswissenschaft	558
15.	Architekturausbildung und -theorie, Stadt- und Raumplanungsforschung, gesellschaftswissenschaftliche Umweltforschung,	
	Sozialgeografie	573

Inhalt

Uber	sichtsver	zeichnis	12
A.	Tekto	Gesellschaftswissenschaften 1990 bis 2015: nik und Substanz eines postmortalen Literaturmassivs asternack	13
1.	Wisser	nschaft und Politik in der DDR im Vergleich zur Bundesrepublik .	17
1.1.	Die Ent	wicklungen im Zeitverlauf	18
	1.1.1.	Die 50er Jahre	18
	1.1.2.	Die 60er Jahre	20
	1.1.3.	70er und 80er Jahre	22
1.2.	Ost und	d West: vergleichende Betrachtung	24
2.	_	PR-Gesellschaftswissenschaften als	
	politis	ch-epistemisches Ereignis	28
2.1.	Politik	und gesellschaftswissenschaftlicher Alltag	29
	2.1.1.	Führungsrolle der Partei vs. Zonen der Teilautonomie	
	2.1.2.	Einverständnis und Konflikte	
	2.1.3.	Der Alltag von Forschung und Lehre	43
2.2.	Die Tex	xtproduktion	51
	2.2.1.	Textarten, Jargon, Decodierung	52
		Der Artikel "Gesellschaftswissenschaften" im Philosophischen Wörterbuch (54). Arbeitssoziologie an der Universität Halle- Wittenberg (59). Textabsicherung durch Zitieren politischer Autoritäten (63). Zum Ende hin: Klartext (65)	
	2.2.2.	Zeitschriften: Dokumente der Binnendifferenzierung	67
		Zentralorgane (67). Periphere Organe und Spezialzeitschriften (72). Ersatzorgane (75). Interne Zeitschriften und Quasi-Zeitschriften (77). Nischenblätter und historische Unangreifbarkeiten (78). Resümee (82)	
3.	Die Ko	ntexte des Nachlebens: Ab- und Umbauten seit 1990	85
3.1.	Struktu	ıren	86
	3.1.1.	Hochschulen	87
	3.1.2.	Außeruniversitäre Forschung	89
3.2.	Person	al	94
	3.2.1.	Strukturbedingter Personalabbau	95
	3.2.2.	Fachliche und Integritätsüberprüfungen	
	3.2.3.	Neubesetzungsgeschehen	105

3.3.	Inhalte		109
	3.3.1.	Wissenschaftsratsempfehlungen und ihre Umsetzung	110
	3.3.2.	Leistungsbilanz	114
	3.3.3.	Wissenschaft und Gesellschaft: Sozialwissenschaft und	
		ostdeutsche Gesellschaft	117
3.4.	Kulture	n	120
	3.4.1.	Kollisionen: Ost-West	120
	3.4.2.	Der Umbau: Kritik und Selbstkritik	
	3.4.3.	Reaktivierungsbedürftiges Wissen?	129
		Netzwerktätige: Die Zweite Wissenschaftskultur (138)	
4.	Zeitge	schichtliche Aufklärungen seit 1990	143
4.1.	Vergan	genheitspolitik und Geschichtspolitik	144
4.2.	Forschi	ung und Erinnerung	146
	4.2.1.	Gedächtnisse und individuelle Erinnerungen	147
	4.2.2.	Institutionelle Gedächtnispflege	155
	4.2.3.	Themen und Personen: Auffällige Publikationsintensitäten	157
	4.2.4.	Vergleichende Untersuchungen	159
4.3.	Einzeld	isziplinen	163
	4.3.1.	Die großen Fächer	165
	4.3.2.	Die kleinen Fächer	168
	4.3.3.	Die Leitdisziplin: Das Nachleben der DDR-Philosophie	171
		Gesamtdarstellungen (173). Personenzentrierte Darstellungen (175). Themen, Debatten und Forschungsfelder (184). Wortmeldungen zur Neugestaltung der ostdeutschen Philosophielandschaft nach 1989 (188). Auswertung (190)	
5.	Fazit: \	Weltanschauung als Beruf	194
	verstän	teristika des Literaturgebirges (194). Das Gesellschaftswissenschaftsdnis in der DDR (200). Die Folgen bis 1989 (201). Die Folgen nach 06). Einordnungen: Staatliche Wissenschaft (209)	
Litera	iturverze	ichnis zu Teil A	217
		to as Philis and Co	
В.		cierte Bibliografie	244
	Peer Po	asternack, Daniel Hechler	241
0.	Zur bik	oliografischen Dokumentation: Kriterien und Kompromisse.	242
1.	Gesells	schaftswissenschaften allgemein, Fächerübergreifendes	246
1.1.	Theme	n, Forschungsfelder, Institutionen	246
		ngels-Gesamtausgaben: MEW und MEGA ²	
		etik	
	Zeitsch	riften	249
	Institut	ionen	253

	Militärwissenschaft, Hochschulausbildungen der bewaffneten Organe . Weiteres	
1.2.	Personen: (Werk-)Biografische Texte	
1.3.	Entwicklungen seit 1990	280
2.	Philosophie und Wissenschaftsforschung	290
2.1.	Themen und Forschungsfelder	290
	Gesamtbilanzierungen	290
	Wissenschaftstheorie / Wissenschaftsforschung	
	Wissenschaftlicher Atheismus, Christlich-marxistischer Dialog	
	Die Nietzsche-Debatte	
	Rechtsphilosophie	
2.2.	Personen: (Werk-)Biografische Texte	
	Ernst Bloch und sein Umfeld	
	Wolfgang Harich	
	Robert Havemann	
	Wolfgang Heise	
	Georg Klaus	
	Georg Lukács Peter Ruben	
	Helmut Seidel	
	Weitere personenbezogene Texte	
	Nichtmarxistische Philosophen in der DDR	
2.3.	Weiteres	
2.3.	Weiteres	323
3.	Geschichtswissenschaften	335
3.1.	Forschungsfelder	335
	Alte Geschichte, Klassische Archäologie	335
	Mittelaltergeschichte	336
	Frühe Neuzeit	
	Neuere und Neueste Geschichte	
	Geschichte der Arbeiterbewegung, DDR-Geschichte	
	Rechtsgeschichte	
	Geschichte der Medizin, Naturwissenschaften und Technik	
	Geschichtsdidaktik, Museologie	
3.2.	Personen: (Werk-)Biografische Texte	
5.2.	Jürgen Kuczynski	
	Walter Markov und die Leipziger Universalgeschichtsforschung	
	Wolfgang Ruge	
3.3.	Weiteres	
-		
4.	Kunstgeschichte und Musikwissenschaft	392
4.1.	Themen und Forschungsfelder	392

	Kernbereiche	
	Kunst- und Musikpädagogik	395
4.2.	Personen: (Werk-)Biografische Texte	398
5.	Regionalwissenschaften, Ethnologie, Volkskunde	402
5.1.	Themen, Forschungsfelder, Institutionen	402
	Osteuropaforschung	
	Afrika- und Entwicklungsländerforschung	
	Orient- und Asienforschung	
	Ethonologie, Volkskunde	
	Weiteres	
5.2.	Personen: (Werk-)Biografische Texte	
	Wolfgang Steinitz	
	weitere	411
6.	Sprach- und Literaturwissenschaften	415
6.1.	Forschungsfelder	415
	Die Einzeldisziplinen Übergreifendes	
	Germanistik	420
	Goethe-Forschung incl. Nationale Forschungs- und Gedenkstätten	
	Weimar mit Goethe-Schiller-Archiv bzw. Stiftung Weimarer Klassik	
	Romanistik	
	Anglistik, Amerikanistik	
	Didaktik des Sprach- und Literaturunterrichts	
6.2.	Personen: (Werk-)Biografische Texte	
0.2.	Victor Klemperer	
	Werner Krauss	
	Hans Mayer	
	Werner Mittenzwei und das Zentralinstitut für Literaturgeschichte	447
	Ralf Schröder	448
6.3.	Weiteres	449
7.	Kulturwissenschaften, Kommunikations- und	
	Bibliothekswissenschaften	
7.1.	Themen, Forschungsfelder, Institutionen	
7.2.	Personen: (Werk-)Biografische Texte	454
7.3.	Entwicklungen seit 1990	456
8.	Pädagogik, Bildungsforschung, Lehrerbildung	459
8.1.	Themen, Forschungsfelder, Institutionen	459
	Gesamtbilanzierungen	459

	Akademie der Pädagogischen Wissenschaften, Bibliothek für	
	Bildungsgeschichtliche Forschung	
	Pädagogische Universitätseinrichtungen	
	Lehrerbildung und Schulforschung Fachdidaktiken und schulfächerbezogene Pädagogik	
	Sonder-, Förder- und Rehabilitationspädagogik	
	Hochschulpädagogik und Hochschulforschung, Erwachsenen- und	4/4
	Berufspädagogik	475
	Weiteres	
8.2.	Personen: (Werk-)Biografische Texte	485
0.2.	Peter Petersen	
	Weitere	
8.3.	Entwicklungen seit 1990	
9.	Sportwissenschaft	501
9.1.	Deutsche Hochschule für Körperkultur Leipzig (DHfK)	
9.2.	Weiteres	
9.2.	Weiteres	505
10.	Soziologie und Politikanalyse	506
10.1.	Themen, Forschungsfelder, Institutionen	506
	Bilanzierungen	506
	Datensicherungen	
	Forschungsfelder	
	Institutionen	
	Das Projekt "Moderner Sozialismus"	
10.2.	Personen: (Werk-)Biografische Texte	
	Rudolf Bahro	_
	Weitere	
10.3.	Entwicklungen seit 1990	527
11.	Frauen- und Geschlechterforschung	533
11.1.	Entwicklungen bis 1989	533
11.2.	Entwicklungen seit 1990	534
12.	Psychologie	537
12.1.	Themen und Forschungsfelder	537
	Bilanzierungen	537
	Psychoanalyse und Psychotherapie	539
	Psychologie-Missbrauch	540
12.2.	Personen: (Werk-)Biografische Texte	541
12 3	Weiteres	543

13.	Wirtschaftswissenschaften	545
13.1.	Themen und Forschungsfelder	545
13.2.	Institutionen	548
13.3.	Personen: (Werk-)Biografische Texte	550
	Fritz Behrens	550
	Weitere	551
13.4.	Entwicklungen seit 1990	555
14.	Rechtswissenschaft	558
14.1.	Themen und Institutionen	558
	Juristenausbildung	558
	Babelsberger Konferenz	559
	Weitere Themen	
	Institutionen	
14.2.	Personen: (Werk-)Biografische Texte	566
14.3.	Entwicklungen seit 1990	571
15.	Architekturausbildung und -theorie, Stadt- und Raumplanungsforschung, gesellschaftswissenschaftliche Umweltforschung, Sozialgeografie	573
15.1.	Themen und Forschungsfelder	573
15.2.	Institutionen	
	Bauakademie und Wissenschaftliche Sammlungen des IRS Erkner .	575
	Weitere außeruniversitäre Einrichtungen	577
	Hochschule für Architektur und Bauwesen Weimar	578
	Weitere Hochschuleinrichtungen	580
15.3.	Personen: (Werk-)Biografische Texte	
	Bruno Flierl	582
	Weitere	582
Perso	nenregister	585
Autor	en	613

5. Fazit: Weltanschauung als Beruf

Nachfolgend, in Teil B., wird eine recht unübersichtliche Fülle an Literatur durch eine Gliederungstruktur gebändigt (und hier in Übersicht 25 als Tektonik des Literaturgebirges präsentiert). Voranstehend war eine Reihe von Sichtachsen durch diese Fülle geschlagen worden: hinsichtlich des Verhältnisses von Politik und Gesellschaftswissenschaften, des Ineinandergreifens von Herrschafts- und Alltagsgeschichte, der Konflikthaltigkeit gesellschaftswissenschaftlichen Arbeitens in der DDR, der Charakteristika von Textproduktion und Texten, der Frage, ob die gesellschaftswissenschaftlichen Hinterlassenschaften reaktivierungsbedürftige Wissensbestände enthalten, des Umbaus in den 1990er Jahren, der Unterscheidung von Forschung und Erinnerung, der individuellen und der institutionell gebundenen Erinnerungsarbeit, der Differenzen zwischen den Einzeldisziplinen, was deren DDR-bezogene Selbstaufklärung betrifft.

Insgesamt sind zum hier interessierenden Themenfeld seit 1990 1.710 selbstständige Arbeiten erschienen. Das sind pro Jahr durchschnittlich 66 Titel, mithin statistisch aller fünf Tage eine neue Publikation. Eines lässt sich damit jedenfalls in quantitativer Hinsicht kaum behaupten: dass es an Anstrengungen gefehlt habe, die DDR-Gesellschaftswissenschaften zu dokumentieren und ihre Geschichte aufzuklären. Andererseits gibt es auch keine prinzipielle Sättigungsgrenze für die Thematisierung von (Zeit-)Geschichte. Bei Teilen des Publikums mag es vorkommen, dass es ihnen irgendwann zu viel wird. Doch die Ressourcenausstattung und Motivation für zeitgeschichtliche Aktivitäten richtet sich nicht zwingend am Publikumsinteresse aus.

Insofern erscheint die Frage, wieviel Geschichtsaufarbeitung eigentlich nötig und angemessen ist, nur negativ beantwortbar: Wenn kaum etwas in dieser Hinsicht stattfindet, ist es jedenfalls zu wenig. Umgekehrt wird man, wie intensiv auch die zeithistorische Durchleuchtung bereits sein mag, immer Desiderate entdecken können. Daran kann dann die Ermahnung anknüpfen, es gebe noch zu schließende Lücken der Erforschung und Aufarbeitung.

Charakteristika des Literaturgebirges

Die Tektonik und Substanz des hier ausgewerteten und unten dokumentierten Literaturgebirges sind gekennzeichnet durch eine formale Vielfalt der Sedimentablagerungen, hart kontrastierende Perspektiven, chronologische Auffälligkeiten, disziplinäre Differenzen und ein inhaltliches Hauptthema:

■ formale Vielfalt der Sedimentablagerungen: Die selbstständigen Publikationen umfassen Monografien, darunter Analysen zu wissenschaftspolitischen Entscheidungsstrukturen, zu einzelnen Fächern bzw. Fächergruppen, entweder herrschaftsanalytisch oder sozialgeschichtlich orientierte Untersuchungen, Sammelbände, zeitgeschichtliche Dokumentationen, häufig zu zu Einzelfächern, Biografien und Autobiografien, Themenhefte von Zeitschriften, Bibliografien, Ausstellungskataloge, akademische Festschriften für Jubilare, Broschüren aller

Art und Online-Publikationen, vereinzelte Wieder- bzw. Erstveröffentlichungen in der DDR entstandener Arbeiten, Analysen zum Werk einzelner Wissenschaftler/innen, institutsgebundene Darstellungen fachlicher Entwicklungen, Dokumentationen von Debatten in und zu einzelnen Fächern, die nach 1989 stattgefunden haben, schließlich auch einzelne belletristische Titel.

- Perspektivendifferenzen: Zu unterscheiden sind Forschungsarbeiten von Erinnerungstexten. Zugleich finden sich aber auch zahlreiche Darstellungen, die von Zeitzeugen verfasst sind und die methodischen Anforderungen wissenschaftlicher Untersuchungen erfüllen, insbesondere in Gestalt der Auswertung von Originaltexten und Aktenbeständen. Es finden sich sowohl normativ geprägte Innenperspektiven als auch normativ geprägte Außenperspektiven, ebenso anklagende Darstellungen wie historisch-hermeneutische Themenerschließungen.
- chronologische Auffälligkeiten: Besonders häufige Behandlung finden die unmittelbare Nachkriegszeit als Zeit der Hoffnungen, die diversen 50er-Jahre-Krisen 17. Juni, Stalins Tod, Ungarn-Aufstand und -Invasion, nationalkommunistische Opposition gegen Ulbricht mit ihren dogmatisierenden Auswirkungen auf die Gesellschaftswissenschaften in der DDR, die theoretischen Grundlegungen der Ulbrichtschen Modernisierungsversuche des politischen Steuerungssystems in den 60er Jahren und deren Scheitern sowie die 80er Jahre als Stagnationsjahrzehnt, für das hinter einer Fassade der Parteitreue zunehmendes Rumoren und zaghafte Öffnungstendenzen beschrieben werden. Damit sind zugleich deutliche Themenverschiebungen zwischen den DDR-Gesellschaftswissenschaften bis 1989 und ihrem Nachleben markiert: Was bis 1989 randständig behandelt wurde bzw. nicht anders als am Rande, möglichst unterhalb des Radars der ideologischen Gralshüter behandelt werden konnte, findet sich seither eher in den Mittelpunkt gerückt.
- disziplinäre Differenzen: In den einzelnen Fächern sind die Intensitäten der Selbstaufklärung durchaus unterschiedlich. Wo dies kein Kapazitätsproblem ist in den kleinen Fächern ist es mitunter eines –, dort liegt es am unterschiedlich starken, politisch induzierten Klärungsdruck, der auf die Einzelfächer wirkte. Erziehungs- und Geschichtswissenschaften sowie die Philosophie waren politischen Anfragen bis hin zur medialen Skandalisierung ausgesetzt. Sie entwickelten sich infolgedessen gleichsam zu Epizentren disziplinhistorischer Selbstreflexion. Geringere Aufmerksamkeit fand nicht nur die Geschichte der kleineren Fächer, sondern auch die der Wirtschafts- und die Rechtswissenschaften, Fächer, die vergleichbar bedeutsam waren für das Funktionieren des DDR-Systems wie etwa Erziehungswissenschaften oder Philosophie.
- ein inhaltliches Hauptthema: Durchgehend wird in der Literatur das Verhältnis zwischen Wissenschaft und Politik in der DDR im allgemeinen und dasjenige zwischen Gesellschaftswissenschaften und Politik im besonderen behandelt. Da sich die Gesellschaftswissenschaften selbst als politisch verstanden, war hier dauerhaft eine fundamentale Spannung zwischen den partikularen Ansprüchen der Politik und den universalen Ansprüchen wissenschaftlicher Erkenntnisproduktion zu prozessieren.

In zweierlei Hinsicht können diese Publikationen rezeptionserleichternde Navigationshilfen sein: Zum einen erleichtern sie mittels orientierender Signale den Gang durch die Produktion der DDR-Gesellschaftswissenschaften, die in den Katakomben der Bibliotheksmagazine lagert. Zum anderen eröffnen sie Einblicke in die dort nicht lagernden, weil in der DDR nicht veröffentlichten Ergebnisse ostdeutschen gesellschaftswissenschaftlichen Denkens. Sie erschließen das Feld und schlagen Sichtschneisen in das Dickicht der Überlieferung, indem jeder einzelnen dieser nach-1989er Veröffentlichungen Relevanzentscheidungen zugrunde lagen: Nur das, was aus irgendeinem Grunde für hinreichend belangvoll erachtet wurde, um erinnert, analysiert, aufgearbeitet oder dokumentiert zu werden, fand die personellen, intellektuellen und finanziellen Ressourcen, die eine Buchveröffentlichung benötigt.

Dabei gibt es zweifelsohne Relevanzabstufungen. Manche Veröffentlichung kam gewiss vor allem deshalb zustande, weil Gesellschaftswissenschaftler/innen professionsbedingt zur Verschriftlichung und zum Publizieren neigen. Diese Neigung legen sie in der ihnen neu zugewachsenen Rolle, Zeitzeugen einer untergegangenen wissenschaftlichen Kultur zu sein, selbstredend nicht ab. Aber auch die Dokumentation dessen, was entgegen landläufiger Urteile in den DDR-Gesellschaftswissenschaften möglich war bzw. durchgesetzt werden konnte, ist offenkundig ein gewichtiges Motiv für einen Großteil der seit 1990 publizierten Bücher gewesen. Ebenso weckten das Randständige, weniger Erwartbare und die typischerweise damit verbundenen Konflikte besonderes Interesse bei externen Analytikern. Zugleich lässt sich nicht davon sprechen, dass der Normalbetrieb der DDR-Gesellschaftswissenschaften unterbelichtet geblieben wäre.

Anfangs, bis in die Mitte der 90er Jahre, war die Berichterstattung zur Geschichte der DDR-Gesellschaftswissenschaften analog zum massenmedialen Diskurs über die DDR gestaltet. Dieser war gleichermaßen geprägt durch eine investigative, aufdeckungsorientierte Berichterstattung, dem Kampf um Rehabilitierung und Entschädigung, die Fokussierung auf die Arbeit für das MfS und die Verknüpfung zeitgeschichtlicher Fragen mit aktuellen politischen Entscheidungen.

Diese Zeit – die Phase der Wissenschaftstransformation – stand in weiten Teilen unter dem Zeichen der Vergangenheitspolitik. Die Dominanz der Vergangenheitspolitik in den Institutionen (und die daran gekoppelten Entscheidungen über Berufungs- und Beschäftigungschancen) verbanden sich mit einem diktaturfokussierten medialen Diskurs. Er setzte zunächst ein binäres Opfer-Täter-Schema als zentrales Wahrnehmungsmuster durch. Anfangs gelegentlich vorhandene Ansätze zum Bekenntnis persönlicher Schuld erloschen vor diesem Hintergrund oder wurden im medialen Diskurs als bloße Manöver dechiffriert. Versuche, differenzierte Darstellungen von Graubereichen – wie loyaler Distanz oder kritischer Loyalität – zu thematisieren, fanden kaum Resonanz.

Im weiteren dann erweisen sich die sukzessive entstehenden Darstellungen häufig als Geschichtsschreibung, die ihr Interesse nicht verbirgt. Prinzipiell lassen sich zwei Entstehungskontexte der hier in Rede stehenden Bücher unterscheiden: der Forschungs- vom Erinnerungskontext. Beide haben ihre Berechtigung, sind aber unterschiedlich zu bewerten. Die Zeitzeugenbetrachtung liefert

eher Erfahrungen, die aus der Unmittelbarkeit des Erlebens gespeist sind. Dagegen ist der Blick des forschenden Analytikers durch die Vor- und Nachteile der Distanz zum Gegenstand und der quellenvermittelten Kenntnisnahme gekennzeichnet:

- Die Studien von biografisch Unbeteiligten arbeiten die DDR-Gesellschaftswissenschaften als ein überwiegend problematisches Geschehen heraus, was im Horizont ihres bekannten Scheiterns eine hohe Plausibilität hat.
- Seinerzeit Beteiligte haben Untersuchungen vorgelegt, die zwar biografisch motiviert sind, deren Autoren aber durch Quellenarbeit vermeiden wollen, nur Erinnerungsliteratur zu produzieren. Sie betonen häufig das Hoffnungsvolle der Anfänge und die Offenheit zwischenzeitlicher Entscheidungsfenster.
- Autobiografische Darstellungen wiederum suchen meist, die Grauschattierungen auch des gesellschaftswissenschaftlichen Lebens zur Geltung bringen.
- Wenn sich die heutigen, also abwicklungshalber meist neugegründeten Institute ihrer Zeitgeschichte widmen, folgen sie zum großen Teil dem Rhythmus von Jubiläen. Den Ambivalenzen der zu verhandelnden Entwicklungen ist es geschuldet, dass dabei die sonst vielfach üblichen Jubelschriften meist nicht als die geeignete Textsorte gelten. So ist auch in diesem Rahmen eine Reihe gründlicher Untersuchungen entstanden, denen zu attestieren ist, problembewusste und perspektivenreiche Darstellungen zu liefern, die Ambivalenzen und Konflikte ausdrücklich nicht glätten, sondern aushalten.
- Mittlerweile gibt es keine gesellschaftswissenschaftliche Disziplin, zu deren DDR-Geschichte keine analytische oder Zeitzeugen-Darstellung vorliegt, und in der Regel ist es nicht nur eine.

Zu den zeitgeschichtlichen Arbeiten treten schließlich Dokumentationen und Analysen der Umbauprozesse seit 1990 hinzu. Sie dürfen auch in einem weiteren wissenschaftsanalytischen Sinne Interesse beanspruchen. Strukturen – von Rollen ausfüllenden Personen und sozialen Interessen getragen – werden gern hinsichtlich ihrer Veränderbarkeit verschleiert, bspw. universalisiert oder naturalisiert. Der Erfolg dieser Verschleierung kann erheblich eingeschränkt sein, wenn plötzlich ein Bruch des Strukturgefüges auftritt und zu bewältigen ist. Eine solche Situation gab es 1990ff. Der zu bewältigende Gefügebruch und die Gestaltbarkeit durch Dynamik machten auch die Tiefenschichten von Wissenschaftsstrukturen transparent(er): Der Zeitdruck produzierte Zwänge, die traditionelle Rücksichten auf akademische Etikette oder Normen wie Kollegialität oder Anciennität nur noch eingeschränkt zuließen. Insofern liefern die Dokumentationen zur Umgestaltung der gesellschaftswissenschaftlichen Disziplinen in Ostdeutschland auch reiches empirisches Material für den Vergleich von Normalphasen und Umbruchphasen in der Wissenschaftsentwicklung.

Folgende Seite:

Übersicht 25: Tektonik des Literaturmassivs: DDR-Gesellschaftswissenschaften 1990–2015

Fächer	Themen und Forschungsfelder							
Gewi allgemein,	Marx-Engels-Gesamtausgaben: MEW und MEGA ² Kyberne					ernetik		
Fächerüber- greifendes	Militärwissenschaft, Hochschulausbildungen der bewaffneten Organe Weiter					eiteres		
Dhilosophia und	Gesamtbilanzierungen							
Philosophie und Wissenschafts- forschung	theorie/		ssenschaftl Atheismus, aristlmarx Dialog	Nie	Nietzsche- p		echts- hilo- ophie	Weiteres
Geschichts-	Alte Geschichte, Klass. Archäologie geschichte Neuzeit Gesch			re u. No eschich				
wissenschaften	Geschichte d. N	1edizi	in, Naturwi	ss., Tec	nnik	Red	chtsges	chichte
	Archive, Arc	hivw	issenschaft,	, Archiv	are als	Histo	riker/ir	nnen
Kunstgeschichte und				ereich				
Musikwissenschaft		K	unst- und N	/lusikpä			un d	
Regionalwiss., Ethno- logie, Volkskunde	Osteuropaf	orsch	ung	Entw		ika- u sländ	erforsc	hung
Sprach- und	Die Einzeldisziplinen Übergreifendes							
Literatur- wissenschaften	Germanistik Goethe-Forschung incl. NFG/Stiftung Weimarer Klassik Romanistik							
	Didaktik des Sprach- und Literaturunterrichts							
Kultur-, Kommunika- tions-, Bibliotheks- wissenschaften	diverse							
	Gesamtbilanzierungen							
Pädagogik, Bildungsforschung, Lehrerbildung	Lehrerbildung, Schulforschung Fachdidaktiken, schulfächerbezogene Pädagogik							
Lemersmanng	Hochschulpädagogik/Hochschulforschung Weiteres							
Sportwissenschaft			div	erse				
Soziologie und Politikanalyse	Bilanzierungen Datensicherungen Projekt "M Sozialismusi							
Frauen- und Ge- schlechterforschung	diverse							
Psychologie	Bilanzierungen Psychoanalyse/-therapie Psycholog				ogie-Mi	ssbrauch		
Wirtschaftswissen- schaften	diverse							
Rechtswissenschaft	Juristenausbildung Babelsberger Konferenz Weite					iteres		
Architektur, Stadt-/ Raumplanung, gewi. Umweltforschung, Geografie	diverse							

Institutionen				Perso	1990ff.	
Zeitschrifte	n I		aftliche Ingen	dive		
				Ernst Bloch	Georg Lukács	
				Wolfgang Harich	Peter Ruben	
				Robert Havemann	Helmut Seidel	
				Wolfgang Heise	Nichtmarxistische	
				Georg Klaus		
				weiter	e	
Geschichte o	der Arbeiter PR-Geschicht		gung,	Jürgen Kuczynski	Wolfgang Ruge	
Geschichtsdida	ktik, Museo	ogie	weitere	wei	tere	
Walte	r Markov ur	nd die	Leipzige	r Universalgeschichts	forschung	
				dive	erse	ıte
Orient	- und	V	Veiteres	Wolfgan	g Steinitz	erich
Asienfor	schung	V	veiteres	wei	tere	3sbe
				Victor Klemperer	Hans Mayer	gung
Anglistik, Amerikanistik	Slawistik	W	/eiteres	Werner Krauss		ugründ
Werner Mittenzwei und das Zentr				alinstitut für Literatu	ırgeschichte	Nei
diverse				dive	Umbaudebatten, Neugründungsberichte	
						oano
Päd Ak. d. Päd. Wissenschaften Universitäts- einrichtungen Forschung		-	Peter Petersen	weitere	Um	
Dt. Hochschul	le f. Körperk	ultur	Leipzig			
diverse				Rudolf Bahro	weitere	
diverse						
Weiteres				dive	erse	
diverse				Fritz Behrens	weitere	
diverse				dive	erse	
Bauakademie und Wissensch. Sammlungen IRS Erkner Weimar				Bruno Flierl	weitere	

Welche zentralen Informationen zu den DDR-Gesellschaftswissenschaften lassen sich diesen so verschiedenen Arbeiten und den Texten, zu denen sie hinführen, entnehmen?

Das Gesellschaftswissenschaftsverständnis in der DDR

In der DDR herrschte ein allgemeines Wissenschaftsverständnis, das Wissenschaft instrumentell als Teil des gesamtgesellschaftlichen Produktionsprozesses verstand. Dieser wiederum wurde von einem zentralen Machtzentrum aus über eine gestufte Herrschaftsvertikale gesteuert. In der Logik dieser Betrachtung konnte es keine verbürgte Wissenschaftsfreiheit und Autonomie geben, stattdessen auf allen Ebenen des Wissenschaftsbetriebs SED-Leitungen, die den fachlichen Leitungen vorgeschaltet waren. Gleichwohl mussten aus funktionalen Gründen Teilautonomien zugestanden werden.

Innerhalb des gesamtgesellschaftlichen Produktionsprozesses verstand der Apparat jegliche seiner Steuerungsaktivitäten als wissenschaftlich begründetes Handeln. "Wissenschaftliche Leitung" von Gesellschaft und Wirtschaft war ein fortdauerndes Mantra. Es meinte sowohl eine methodisch angeleitete Führung als auch den Willen, die Wissenschaft in einem technischen Sinne als Instrument zur Leitung der gesellschaftlichen Entwicklung zu mobilisieren. Diese Wissenschaftsorientierung verband sich mit dem unumschränkten Führungsanspruch des Parteiapparates – eine aparte und jedenfalls nicht selbstverständliche Kombination.

Die vermeintlich wissenschaftliche Politik war begründet und bestimmt durch den Marxismus-Leninismus als "wissenschaftlicher Weltanschauung". Gemeint war: eine 'wahre' Weltanschauung, deren Wahrheitsgehalt überempirisch ist, folglich auch erfahrungswissenschaftlich nicht irritierbar. Dahinter steckte ein mechanistisches Wissenschaftsverständnis, das von aufeinander aufbauenden Stufen niederer und höherer Gewissheit ausging. Die höchste Gewissheit kam kanonisierten Gesetzesaussagen zu. Dabei berief man sich mit mehr oder weniger Berechtigung auf die kommunistischen Vordenker, die in den Status von Klassikern erhoben worden waren.

Aus dem Selbstbild, dass die Politik mit dem Marxismus-Leninismus per se wissenschaftlich begründet sei und dass Planung wissenschaftliches Wissen zur Voraussetzung habe, folgte aber auch eine starke Wissenschaftsgläubigkeit: Um Steuerungswissen zu erlangen, suchte der Apparat sein Handeln unter anderem mit gesellschaftswissenschaftlicher Fachexpertise zu untermauern. Diese aber hatte die Prämissen nicht infrage zu stellen, war also normativ limitiert. Vorgaben, die mit unterschiedlicher Berechtigung aus dem Marxismus-Leninismus abgeleitet waren, definierten dem Denken unüberschreitbare Linien. Aus der Charakterisierung des Marxismus-Leninismus als "wissenschaftliche Weltanschauung" wurde gefolgert, dass die darauf aufbauende Politik auch Grundlage der gesellschaftswissenschaftlichen Theoriebildung zu sein hatte. Als führende Kraft der Gesellschaft fühlte sich die Partei – im eigentlichen: der Parteiapparat – dazu berufen, die wissenschaftliche Weltanschauung vor Verirrungen zu schützen. Insofern erschien es nicht als begründungsbedürftige Grenzüberschreitung,

sondern als funktional alternativlos, also selbstverständlich, eine politische Partei, die SED, als Aufsichtsführende über die Gesellschaftswissenschaften zu installieren. Widerstände dagegen wurden schon deshalb nicht erwartet, weil die Gesellschaftswissenschaften als dienender Teil der (gemeinsamen) politischen Bewegung verstanden wurden und sich auch selbst so verstanden.

Die Folgen bis 1989

Die DDR war eine als Staat organisierte politische Bewegung, welche die Gesellschaft als Ressource der Umsetzung ihres politischen Programms usurpierte. Die Kader des Staates waren Kader der Bewegung. Sie wollten sich mit strategischem und operativem sowie – vor allem geschichtsbezogen – legitimatorischem Wissen versorgen. Dazu wurden die Gesellschaftswissenschaften benötigt:

- Zum einen brauchte man einen *Plan des sozialistischen Aufbaus*: Marx und Engels hatten sich wohlweislich dessen Formulierung enthalten, und Lenins einschlägige Schriften dazu sind aufgrund der Zeitumstände taktisch 'verunreinigt'. Daher sollten nun die Gesellschaftswissenschaften die Module des Aufbauplans liefern, wobei die allgemeine Richtung im Grundsatz durch historische Gesetzmäßigkeiten feststand. Aus beidem versuchte dann die Partei, das Programm des sozialistischen Aufbaus zu zimmern. Hier waren vor allem die politik- und praxisnahen Fächer gefragt: Wirtschaftswissenschaften, eine spezifische Form von praktischer Philosophie (innerhalb des Lehr- und Forschungsgebietes Historischer Materialismus), Pädagogik, auch Soziologie und soziologieaffine Disziplinen.
- Zum anderen wurde *Legitimation* benötigt. Dieser Umstand vor allem erzeugte sowohl die Chancen als auch die Probleme der historisch-hermeneutisch arbeitenden, also der traditionell als "Geisteswissenschaften" bezeichneten Fächer. Der Historische Materialismus hatte bereits die Gesetzmäßigkeiten, denen nach herrschender Meinung die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft folge, bereitgestellt. Doch Gesetzmäßigkeiten sind unanschaulich und bedurften daher der anschaulich gemachten Belege. Diese sollten Geschichts-, Literatur-, Kunst- und Musikwissenschaften liefern.

Diese Aufgaben waren im Grundsatz an alle gesellschaftswissenschaftlichen Disziplinen adressiert. Allerdings gab es Differenzen zwischen den Fächern. Für alle galt eine materialistische Herangehensweise als durchzusetzender Standard, doch darüber hinaus war die Striktheit normativer Bindungen an gesetzte Grundprinzipien stark gegenstandsabhängig. Völlig frei machen aber konnte sich kein Fach von den politisch okroyierten Ansinnen.

Dabei standen die Gesellschaftswissenschaften in einem Rollenkonflikt: Sie waren, wollten sie ernst genommen werden, den universalistischen Regeln der Wissenschaft unterworfen, mussten aber zugleich die partikularistischen Ansprüche des politischen Systems bedienen (Ettrich 1992: 453). Dies führte zu einer permanenten Spannung zwischen Instrumentalisierung und Homogenisierung der Wissenschaft einerseits sowie Versuchen der Nischenbildung und Teil-

autonomieerringung andererseits. Die so auch entstehenden Zonen von Teilautonomie, die unter heteronomen Gesamtverhältnissen bestanden, waren zwar beständig prekär, da jederzeit suspendierbar. Aber sie war zugleich auch funktional notwendig, weshalb seitens der Wissenschaftler/innen auf ihren Fortbestand gerechnet werden durfte. Doch mussten diese Zonen fortwährend verteidigt, neu ausgehandlt und nach Rückschlägen erneut ertrotzt werden.

Konflikte – unterhalb der grundsätzlichen Infragestellung des Systems – waren dabei durchaus an der Tagesordnung. Sie resultierten aus dem politisch formulierten Auftrag und kollidierten zugleich mit ihm. So sollten die Gesellschaftswissenschaften immer auch handlungsrelevantes Wissen erzeugen. Um dem zu entsprechen, mussten Probleme herausgearbeitet werden. Das kam jedoch mit einer gleichzeitigen politischen Vorliebe nicht überein: Diese galt einer sozialistischen Gesellschaftswissenschaft, die vor allem darlegte, dass Probleme bereits überwunden seien.

Da aber jeder professionell nachdenkende Mensch, wie es Wissenschaftler/innen sind, auch zu Denkergebnissen kommt, mussten sich mindestens gelegentlich Dissonanzen zu Realentwicklungen ergeben. Auch ließ sich die Forschung nicht ausschließlich normativ und gänzlich empiriefrei betreiben. Ein Großteil der wissenschaftlichen Energien war deshalb darauf zu verwenden, die vorgegebene Theorie mit der Empirie so zu synchronisieren, dass die Theorie keinen Schaden nahm. Derart mag sich auch erklären, dass der jeweils dominierende theoretische Ansatz in den sozialwissenschaftlichen Disziplinen – abgesehen von einzelnen Ausnahmen – nicht aus der Auseinandersetzung mit dem jeweiligen State of the Art gewonnen wurde. Vielmehr wurde er "durch ein Gemenge aus Klassikerinterpretationen und Parteiinstruktionen gebildet" (Ettrich 1992: 460). In den geisteswissenschaftlichen Fächern gab es zwar durchaus eine systematischere Rezeption internationaler Theorieentwicklungen, aber es ging auch ohne diese.

Um Veröffentlichungschancen zu sichern, mussten dann die Ergebnisse der Forschung häufig in einer verklausulierten Sprache vorgelegt werden. Diese ist in ihrem oft bürokratischen Duktus sehr hermetisch. Widerspruch war gebremst vorzutragen – etwa als nuancierte Abweichung von hergebrachten Sprachschablonen, als Frage, die "noch intensiver" untersucht werden müsse, oder als Antwort, die "noch umfassender" Anwendung finden müsse. Die Texte pflegten also meist einen Stil der sprachlichen Entschärfung für Mitteilungen, die politisch beunruhigend waren oder hätten sein können.

Den DDR-Gesellschaftswissenschaften war hier schlechterdings Paradoxes abverlangt. Sie sollten sowohl Beiträge zur Optimierung gesellschaftlicher Prozesse erbringen als auch politische Maximen und Beschlüsse wissenschaftlich bestätigen. Die Maximen und Beschlüsse bauten auf Wunschbildern der gesellschaftlichen Realität auf. Also mussten sie durch z.B. empirische Arbeit notwendig irritiert werden, da sich die Realität Wunschbildern typischerweise nicht vollständig fügt. Die wissenschaftliche Umsetzung des politischen Auftrags an die Gesellschaftswissenschaften musste mit der Doktrin in Konflikte geraten, weil

weder Erkenntnisweise noch Untersuchungsgegenstände sich ohne weiteres in diese Doktrin integrieren ließen.

All dies ergibt gleichwohl keine Opfergeschichte der DDR-Gesellschaftswissenschaften. Sie waren zwar in einem hohen Maße von außen politisiert, und sie waren inhaltlich an eine politische Bewegung gebunden, die Disziplin, Einheit und Geschlossenheit für absolut prioritär erachtete – was umstandslos auch auf die Gesellschaftswissenschaften ausgedehnt wurde. Doch dabei waren sie nicht allein Gegenstand dieser Politisierung, sondern auch deren Agenten – über das Marxistisch-leninistische Grundlagenstudium, zugewiesene Aktivitäten wie die Marxistische Abendschule für Hochschullehrer, als Beauftragte für die "revolutionäre Wachsamkeit" im Wissenschaftsbetrieb oder, ambitionierter, als Vertreter einer eingreifenden Wissenschaft jenseits des Elfenbeinturms.

Dies wurde von den Wissenschaftlern selbst ganz überwiegend nicht als Einschränkung, sondern als Auftrag empfunden. Entgegen heutiger Absurditätswahrnehmungen folgte es einer spezifischen Rationalität: Die DDR und mit ihr ihre Gesellschaftswissenschaften sahen sich, neben den anderen sozialistischen Ländern, als Vollstrecker eines historischen Gesetzes, wonach die Befreiung von Ausbeutung die unabweisbare Aufgabe der Gegenwart darstellte. Da dieses Gesetz – im eigentlichen eine teleologische Annahme – selbst wissenschaftlich hergeleitet wurde, konnte Forschung jenseits dieses Rahmen nur als irrational erscheinen und war daher nicht weiter zu verfolgen.

Bestärkend wirkte dabei zweierlei: zum einen die geringe Attraktivität des kapitalistischen Systems außerhalb seiner Prosperitätszonen Westeuropa, Nordamerika, Australien und Japan; zum anderen die Labilität der Kalten-Kriegs-Situation, deren Gleichgewicht des Schreckens nur aufrechtzuerhalten war, wenn (auch) die sozialistische Seite stabil blieb. Beides erzeugte Bindungen an das sozialistische Projekt, die zu kappen einen sehr hohen kognitiven und emotionalen Aufwand erforderte, die also nur in seltenen Einzelfällen gekappt wurden. Allgemein herrschende Mehrheitsüberzeugung hingegen war, dem historischen Gesetz, die Epoche der Ausbeutungsfreiheit zu entfalten, auch im wissenschaftlichen Handeln zu entsprechen.

Mit jeweils guten Gründen lässt sich die Geschichte der DDR-Gesellschaftswissenschaften ganz gegensätzlich erzählen:

- Das eine Narrativ liefert die Beschreibung von Institutionen, die zu dem Zweck bestanden, wissenschaftliche Begründungen für bereits Feststehendes zu liefern nämlich für den historischen Fortschrittsprozess, der von den Klassikern des Marxismus-Leninismus in den Grundzügen erschöpfend beschrieben worden sei und insofern nicht mehr in Frage stünde.
- Das andere Narrativ liefert lauter Geschichten subkutaner Renitenz: Nicht Willfährigkeit gegenüber der politischen Obrigkeit habe den Alltag in den Institutionen bestimmt, sondern eine Art Katz-und-Maus-Spiel, mit dem man sich fortwährend darum bemühte, Freiräume zu verteidigen und zu erweitern.

Gänzlich unberechtigt ist meist keine der beiden Darstellungen. Umstandslos überein kommen sie aber auch nicht. Dafür gibt es Gründe.

Die Durchpolitisierung prägte auch den wissenschaftlichen Alltag. Einerseits führten politische Motive dazu, dass kognitive Innovationen ignoriert werden konnten. Andererseits zeichneten sich übliche Konflikte, wie sie allerorten in der Wissenschaft vorkommen, in der DDR dadurch aus, dass sie nahezu immer politisch-ideologisch aufgeladen waren – ob es um Konflikte zwischen Wissenschaft und Verwaltung ging, zwischen Wissenschaft und Wirtschaft oder um innerwissenschaftliche Ressourcenauseinandersetzungen.

Die seit 1990 vorgelegten Zeitzeugenerinnerungen liefern in beträchtlicher Dichte Schilderungen der Normabweichung und daraus folgender Konflikte – bei Übereinstimmungen mit dem sozialistischen System im Grundsatz. Dem steht entgegen, dass die wissenschaftszeitgeschichtliche Forschungsliteratur überwiegend das Bild normativ überdeterminierter, nämlich politisch durchnormierter DDR-Gesellschaftswissenschaften zeichnet – mit Abweichungen im Detail, abhängig vom Fach, Institutionentyp und von der jeweiligen politischen Zeitatmosphäre.

Zunächst scheint hier eine Akzentuierung den Unterschied zu machen: Entweder gelten Betrachtern das Einverständnis mit den Prämissen des Systems und deren Integration in die Forschungsprogramme als Merkwürdigkeit, da sie dem universalistischen Erklärungsanspruch der Wissenschaft zuwiderliefen. Dies wird meist aus externer Perspektive vorgetragen. Oder aber dieses Einverständnis gilt – meist aus interner Perspektive – als biografische Grundentscheidung, die man gut begründet sieht. Konflikte, in die Gesellschaftswissenschaftler/innen in der DDR verwickelt wurden, verweisen dann zwar innerhalb beider Perspektiven auf systemische Dysfunktionalitäten. Doch während die einen darin die Macht der Eigenlogik der Wissenschaft erkennen, sind sie den anderen meist Ausdruck unterentwickelter Rationalität der damaligen politischen Instanzen.

Selten waren *Grundsatzkonflikte*. Gleichwohl gab es auch diese – und das über die gesamten Nachkriegsjahrzehnte hinweg, nicht allein in den diesbezüglich meist erinnerten 1950er Jahren. Robert Havemann in der 60ern und Rudolf Bahro in den 70ern waren Beispiele für den Konflikttypus, der mit dem *definitiven Bruch* endete.

Dominierend war indes ein anderer Konflikttypus. Denn dort, wo die gesellschaftswissenschaftliche Forschung eine kritische Funktion wahrnahm, geschah dies – ihrem Kontext, Auftrag und Selbstverständnis entsprechend – vornehmlich systemimmanent (wie es, nebenbei, für die meiste Normalwissenschaft geistes- und sozialwissenschaftlicher Provenienz in allen Gesellschaften gilt). Die Bemühungen zielten darauf, im Rahmen des marxistischen Paradigmas gültige, d.h. wahrheitsfähige Aussagen zu produzieren. Die häufigste Art der daraus resultierenden Konflikte lässt sich als *Systemoptimierungskonflikte* kennzeichnen. Der Streit mit den Funktionären ging um die Gestaltung des gemeinsamen politischen Projekts, nicht um seine Infragestellung. Die grundsätzliche Übereinstimmung mit dem gesellschaftlichen Ziel- und Normensystem bot jedoch keinen hinreichenden Schutz vor politischen Kollisionen.

Ein fortwährendes Risiko stellte dabei die "politische Linie" dar. Im eigentlichen handelte es sich mindestens um eine Schlängellinie: Sie war über die 45 Jahre ostdeutscher Nachkriegsgeschichte hin höchst wechselhaft und windungsreich. Deshalb bestand für Gesellschaftswissenschaftler/innen praktisch jederzeit die Möglichkeit, in Gegensatz zur gerade aktuellen "Linie" zu geraten. Infolgedessen hatte nahezu jeder DDR-Gesellschaftswissenschaftler auch irgendwann einmal ein irgendwie geartetes Konflikterlebnis – und konnte darüber nach 1989 berichten, was die erstaunliche Vielzahl an Konflikterzählungen plausibel macht. Es hätte ja durchaus auch eines beträchtlichen Ausmaßes an Borniertheit oder Selbstbetrug bedurft, um schlichtweg *immer* mit den jeweiligen politischen Anforderungen konform zu gehen – und sei es nur deshalb, weil die politischen Ansprüche an die Wissenschaft Konjunkturen unterlagen, deren Wechsel selbst bei ausgeprägtestem Spürsinn nicht immer rechtzeitig zu erfassen waren.

Entsprechend kollidierten ebenso eher kritisch gestimmte Gesellschaftswissenschaftler mit der Parteilinie, wie Dogmatiker in den temporären Phasen intellektueller Flexibilisierung in Gegensatz zu ihr gerieten. Zudem fochten nicht nur Dogmatiker gegen und Nichtdogmatiker für Aufweichungen der Dogmen. Vielmehr wandelte sich mancher im Laufe der Zeit vom einen zum anderen, was die Chancen, im Karriereverlauf in Konflikte verwickelt zu werden, mindestens verdoppelte. Insofern sind die individuellen Erinnerungen, nicht immer einverstanden gewesen und deshalb in Auseinandersetzungen geraten zu sein, in der Regel empirisch gedeckt. Und wer Konflikte durchgestanden hat, mag sich nicht im Nachhinein als opportunistisch kategorisiert sehen – dies wiederum begründet manche Ausführlichkeit von Konfliktberichten, die seit 1990 dem Publikum offeriert wurden.

Viele der Konflikte ließen sich für den Einzelnen durch Rückzug aus der Öffentlichkeit, (zeitweiliges) Wohlverhalten oder Übergang zum Opportunismus einigermaßen reparieren – wobei Beschädigungen der intellektuellen Integrität häufig nicht reparabel waren, erkennbar etwa, wenn anschließend keine auffällige wissenschaftliche Arbeit mehr gelang oder in Angriff genommen wurde. Daneben ist die Geschichte der DDR-Gesellschaftswissenschaften aber auch angefüllt durch Konflikte mit Karrierebrüchen.

Schaut man sich die seit 1990 vorgelegten Studien an, so besteht deren personalbezogener Ertrag überwiegend in Erkenntnissen von der Art, dass es unter den DDR-WissenschaftlerInnen (a) eine größere Anzahl von Systemträgern gab, die aktiv politische Prämissen gegen die subsystemische Eigenlogik der Wissenschaft durchzusetzen suchten, (b) eine noch größere Anzahl von Mitläufern bzw. um Unauffälligkeit Bemühten, die durch politische Passivität der wissenschaftlichen Eigenlogik unterschwellige Geltung verschafften, und schließlich (c) eine kleine Gruppe von explizit Renitenten. Der vom jeweils behandelten Einzelfall abgehobene Ertrag ist also, anders gesagt, die Bestätigung einer anthropologischen Trivialität, die sich, wie vieles andere auch, auf einer statistischen Normalverteilungskurve abbilden lässt.

Die Gesellschaftswissenschaftler/innen selbst vergleichen retrospektiv ihre Situation in der DDR meist nicht im Horizont universalistischer Kriterien der Wis-

senschaft, sondern typischerweise DDR-systemimmanent. In dieser Perspektive erinnern sie dann nicht nur die politische Übereinstimmung, sondern ebenso die Konflikte mit politischen Ansinnen, denen sie ausgesetzt waren. Hier gibt es eine deutliche Diskrepanz zwischen der Fremdeinschätzung der Gesellschaftswissenschaftler als konform und ihrer retrospektiven Selbstwahrnehmung als kritisch (Sparschuh 2005: 7). Indes verfehlt dabei keine der beiden Seiten ihren Betrachtungsgegenstand vollständig. Den Unterschied macht die Perspektive und das, was dabei jeweils abgeblendet wird: "die ehemaligen Akteure sehen, was sie *gemacht* haben, und Außenstehende das, was *unterblieb*" (Fischer 2011: 70).

Die Folgen nach 1989

Unter den Bedingungen, die den DDR-Wissenschaftlern angesonnen wurden, fortwährend das berühmte "Weltniveau" in der Forschungsarbeit erreichen zu sollen, musste selbstwidersprüchlich sein. Erstaunen kann es insofern, dass trotz dieser Bedingungen in manchen Bereichen beachtenswerte Forschungsergebnisse erzielt wurden – mindestens unter der Prämisse, dass Beachtlichkeit nicht erst dann erreicht wird, wenn Paradigmen umgestoßen und wissenschaftliche Revolutionen ausgelöst werden: Wissenschaft ist überall und systemunabhängig nur ausnahmsweise Spitzenwissenschaft. Insoweit ist solide Wissenschaft auch nicht allein solche, welche die Zeiten überdauert. Der größte Teil der Forschungsergebnisse erledigt sich allerorten durch die nachfolgenden Arbeiten spätestens der nächsten Forschergeneration – ein kleinerer Teil indessen typischerweise nicht. Letzteres gilt wiederum auch für die DDR-Gesellschaftswissenschaften, wie sich oben an exemplarischen Beispielen zeigen ließ.

Heute sind die Arbeitsergebnisse der DDR-Gesellschaftswissenschaften im ersten Zugriff fast ausschließlich aus zweiter Hand und gebrochen durch die Optik des 1989-Filters verfügbar. Es ist eine ausgreifende Literatur *über* die DDR-Gesellschaftswissenschaften entstanden, und gleichzeitig sind die DDR-Gesellschaftswissenschaften selbst weitgehend unsichtbar geworden. Als Gründe dafür sind zwei sich gegenseitig verstärkende Umstände zu identifizieren:

- Die Anfang der 1990er Jahre unternommenen Evaluationen der DDR-Wissenschaftsinstitutionen und die weitgehende Abwicklung der gesellschaftswissenschaftlichen Institute haben eine seither dominierende Einschätzung hinterlassen: Die in der DDR betriebenen Gesellschaftswissenschaften seien vollständig durchideologisiert gewesen. In den Jahren seither unternommene Untersuchungen bestätigen dieses Bild ebenso, wie sie zugleich Hinweise auf partielle Abweichungen vom Gesamtbefund geben. Doch insgesamt gelten die DDR-Gesellschaftswissenschaften weithin als "abgeschlossenes Sammelgebiet", das allenfalls Gegenstand von historischer Analyse sein, nicht aber aus eigenem Recht einen Platz im wissenschaftlichen Diskurs beanspruchen könne.
- Wissenschaft ist (auch) ein soziales System. Daher ist die Präsenz von fachlichen Positionen wesentlich an die Präsenz von sozialen Trägern Personen, Gruppen, Institutionen, Zeitschriften, wissenschaftlichen Schulen und akademischen Schülern gebunden. Die anhaltende Präsenz wissenschaftlicher Leistun-

gen im akademischen Leben ist immer auch davon abhängig, dass sie durch inhaltliche Bezugnahmen, Zitationen und Kritik im Bewusstsein der jeweiligen Fachöffentlichkeit gehalten werden. Diesbezüglich hat die insgesamt geringe Präsenz früherer DDR-Gesellschaftswissenschaftler im heutigen Forschungsbetrieb Auswirkungen: Auch Forschungsergebnisse, die anhaltende Gültigkeit beanspruchen dürfen, werden in deutlich geringerem Maße zitiert, als dies bei denjenigen anderer, z.B. altershalber, aus dem aktiven Dienst ausgeschiedenen Wissenschaftlern der Fall ist.

Wünschenswert erschiene hier eine Darstellung, welche kontrastierend die systemgebundenen und die systemunabhängig gültigen Resultate der DDR-Gesellschaftswissenschaften aufbereitet, oder eine Zusammenstellung der gesellschaftswissenschaftlichen Arbeitsergebnisse aus 40 DDR-Jahren, die von solcher Bedeutung und Originalität sind, dass sie auch über ihren gesellschaftlichen Entstehungskontext hinaus anhaltende Aufmerksamkeit beanspruchen dürfen. Die rund 1.700 vorliegenden Titel haben für solche Projekte ja bereits exzellente Vorarbeiten geleistet.

Mit den Umgruppierungen der 90er Jahre vollzog sich zugleich auch eine Entinstitutionalisierung von thematischen und personalen Wissenschaftszusammenhängen. Im öffentlich finanzierten Wissenschaftsbereich hatten sowohl an den Hochschulen als auch in der Akademieforschung jeweils ca. 60 Prozent des wissenschaftlichen Personals ausscheiden müssen. Entsprechend blieben die neuen Möglichkeiten, die der Umbruch mit sich brachte – unbeschränkte Teilnahme am wissenschaftlichen Leben durch freies Reisen und freie Kommunikation, verbesserte Ausstattungen, selbstbestimmte Themenwahl, unbehinderten Zugang zu Literatur und Archiven, Zugriff auf den wissenschaftlichen Nachwuchs – einer Minderheit vorbehalten.

Es gehört zur Geschichte der ostdeutschen Wissenschaftstransformation, dass zahlreiche Akademiker/innen dies nicht passiv geschehen ließen, sondern aktiv Ausweichstrategien entwickelten. Sie schritten zu Vereinsgründungen: als quasi-institutionalisierende Gegenstrategie zur Entinstitutionalisierung. Dies führte zum Entstehen der sogenannten Zweiten Wissenschaftskultur. Deren Integrationsmodus funktioniert über Gemeinsamkeiten der thematischen Interessen, die Ablehnung einer Delegitimierung der DDR (was als Delegitimierung der eigenen Lebensleistungen wahrgenommen wird), die Bezugnahme auf Forschungsergebnisse der DDR-Wissenschaft (die ansonsten häufig als "nicht zitationsfähig" betrachtet werden) sowie Referenten- und Autorennetzwerke. In den Vereinen wurde (und wird z.T. noch) ein reges Veranstaltungs- und Publikationswesen entfaltet.

Die Vereine bilden die organisatorische Struktur eines postsozialistischen Wissenschaftsmilieus. Sie fungieren ersatzweise als neue akademische Hauptgeschäftsstellen, ohne indes mit der Ausstrahlung der staatlich finanzierten Einrichtungen mithalten zu können. Als Zerfallsprodukte einer Personen- und Programmabwicklung stehen sie am Ende von Berufsbiografien, Forschungsrichtungen oder -perspektiven. Sie repräsentieren insoweit ausgelaufene bzw. auslaufende Modelle, haben aber ihre Funktion (gehabt): sowohl in der Bereitstel-

lung einer Kommunikations- und Resonanzstruktur für wissenschaftliches Weiterarbeiten als auch dadurch, dass auf sie ein beträchtlicher Teil der Dokumentationen zur DDR-(Gesellschafts-)Wissenschaftsgeschichte zurückgeht.

Eine besonders problematische Implikation der Vorgänge waren die Schwierigkeiten, die der Transformationsmodus den jüngeren und mittleren ostdeutschen Wissenschaftlergenerationen bei der Integration in den neu organisierten akademischen Betrieb bescherte. Deren Angehörige hatten noch in der DDR ihre ersten Schritte in der Wissenschaft absolviert und dann mit dem Umbruch ihre akademischen Lehrer und Netzwerke verloren. Aus beiden Generationen gelang es nur wenigen, sich gegen das in den ersten Jahren wirksame Stigma, in der DDR wissenschaftlich sozialisiert worden zu sein, in die neuen Strukturen zu integrieren. Wirksam wurde hierbei eine Mischung von dreierlei: wissenschaftstypischen Konkurrenzstrukturen, habituellen Ost-West-Unverträglichkeiten sowie politischen und fachlichen Argumenten unterschiedlicher Berechtigung.

Im Rückblick wird häufig gefragt, was den Durchmarsch der westdeutschen Strukturen und des westdeutschen Personals gerade im Wissenschaftsbereich und dort wiederum besonders in den Sozial- und Geisteswissenschaften so leicht gemacht habe. Manche vermuten, dass sich ein antikommunistischer Furor Bahn gebrochen habe, der die Ideologieproduzenten des DDR-Sozialismus vor allem in der Wissenschaft entdeckte. Andere meinen, der Umbau müsse doch zumindest dann als sehr zivil vonstatten gegangen bewertet werden, wenn man sich vorstelle, wie es im umgekehrten Falle den westdeutschen Geistes- und SozialwissenschaftlerInnen ergangen wäre. Wieder andere sehen die Ursachen vor allem in der komfortablen personellen Ausstattung der DDR-Wissenschaft. Schließlich wird auf das Wirksamwerden der wissenschaftstypischen Konkurrenzstrukturen verwiesen, innerhalb derer die neu Hinzugekommenen die Spielregeln halt schlechter beherrscht hätten. Keine der vier Einschätzungen geht an den Tatsachen vorbei, und keine erklärt jeweils für sich genommen allein die Vorgänge:

- Den antikommunistischen Furor hat es gegeben, aber er hätte nicht erfolgreich sein können, wenn seine Motive nicht auch empirisch unterfüttert gewesen wären und damit auch anderen eingeleuchtet hätten. Denn es gab auch die Betonköpfe unter den HochschullehrerInnen, denen Ideologie als Wissenschaft galt, die keine Scheu hatten, dem MfS über KollegInnen und StudentInnen zu berichten, und die bereitwillig an jeder politischen Strafaktion mitwirkten, die von und in den Hochschulen verlangt wurde.
- Moralische Entlastung konnte es in der Tat verschaffen, wenn man sich hypothetisch die umgekehrte Situation vorstellte: Welche Situation wäre zu erwarten gewesen, wenn die DDR die Bundesrepublik geschluckt hätte und infolgedessen z.B. im philosophischen Revier nicht die postmodernpoststrukturalistischneopragmatischsozialkonstruktivistischanalytischen Philosophien, sondern der Historische und Dialektische Materialismus übriggeblieben wäre? Angesichts der in Scharfrichtermanier zu den Akten gegebenen Sortierungen der nicht-marxistisch-leninistischen Theorieproduktion nach deren jeweiligen kognitiven Verfehlungen, wie sie bis dato als steter Fluss aus den DDR-Gesellschaftswissenschaften gekommen waren: Hätte dann etwa ein Jürgen H. die Chance bekommen,

nach seiner Evaluierung als "entwicklungsfähig" am Lehrstuhl eines Hans St. (vormals Parteihochschule "Karl Marx" in Berlin/DDR und nun in Frankfurt am Main auf der Eckprofessur für Historischen Materialismus) eine auf drei Jahre befristete Oberassistenz zu besetzen, um sich für eine etwaige Dauerstelle (außerordentliche Dozentur) im Bereich "Kritik der bürgerlichen Soziologie" zu qualifizieren? Oder hätte man H. eine Umschulung zum Agitationstexter oder Betriebsökonomen zugewiesen? Oder ihn in die Produktion geschickt, auf dass er einen Zugang zum herrschaftsprallen Diskurs der herrschenden Arbeiterklasse finden möge?

- Die personelle Ausstattung der DDR-Wissenschaft war im Verhältnis zu den Studierendenzahlen tatsächlich sehr komfortabel, im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung indes nicht. Doch hier war das Hauptproblem vor allem ein regionalen: In Sachsen und (Ost-)Berlin konzentrierte sich rund die Hälfte der ostdeutschen Wissenschaftspotenziale, d.h. dort war auch im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung eine im West-Ost-Vergleich 'Überausstattung' gegeben.
- Die typischen Konkurrenzstrukturen eines meritokratischen Wissenschaftssystems sind ebenfalls wirksam geworden, waren zum Teil aber auch temporär außer Kraft gesetzt: Zeitweise wurde in Besetzungsverfahren ein Ostbonus angewandt, von dem einzelne profitierten. Gleichzeitig war es aber auch die Stunde für Durchschnittsbegabungen - was wiederum weniger despektierlich gemeint ist, als es klingt: Die meisten Menschen, auch Wissenschaftler/innen, sind Durchschnittsbegabungen, insoweit sich der Durchschnitt aus der Streuung zwischen sehr schlecht und sehr gut geteilt durch die Anzahl der jeweiligen Kohortenangehörigen errechnet. Das Problem war eher: Um eine überdurchschnittliche ostdeutsche Bewerberin hinter sich zu lassen, genügte der westdeutschen Konkurrentin unter den obwaltenden Umständen auch eine durchschnittliche Performanz; und der durchschnittliche Ost-Bewerber konnte durchaus auch von einem unterdurchschnittlichen Konkurrenten ausgestochen werden, soweit dieser nicht aus dem Osten kam. Hier wurde das erwähnte Zusammenspiel habitueller Eigenheiten, fehlender Netzwerkeinbindungen und des (noch) unzulänglichen Beherrschens der neuen Spielregeln wirksam. Das öffnete die Vorgänge dem Einfluss klientelistischer Interessen. Die westdeutsche Generationsblockade, verursacht durch die Kohortenberufungen der 70er Jahre, ließ sich so unverhofft auflösen.

Einordnungen: Staatliche Wissenschaft

Das Muster, in dem sich die DDR-Gesellschaftswissenschaften bewegten, ist bereits lange vor deren Entstehen beschrieben worden – weil es historisch vergleichbare Fälle gibt. Karl Mannheim hatte 1928, auf dem 6. Deutschen Soziologentag in Zürich, vier Typen sozialer Prozesse beschrieben, in denen die "öffentliche Auslegung des Seins" zustande kommen könne. Der zweite dieser Typen basiere auf der "Monopolsituation einer auslegenden Gruppe". Meist werde diese durch sowohl rein intellektuelle Mittel als auch außerintellektuelle Machtinstrumente garantiert. Gekennzeichnet sei sie durch "Homogenität der Denkbasis und die Abgeschlossenheit des Sensibilitätskreises":

- Die Denkbasis sei vorgegeben und in geheiligten Büchern niedergelegt. Das Denken bewege sich vorwiegend in Text- statt in Seinsinterpretationen. Seien letztere aber dennoch vorhanden, so erhielten auch sie mehr oder minder einen textinterpretativen Charakter. "Das Denken besteht hier im wesentlichen darin, daß man jede auftauchende neue 'Tatsache' in eine vorgegebene … *Ordo* eingliedert, was zumeist durch Interpretation oder Uminterpretation der 'Tatsache' gelingt."
- Unter Sensibilitätskreis versteht Mannheim "die Weite und den Umfang jener Erlebnisbezirke, in denen die dem Wissen vorauseilende, dieses überhaupt erst inhaltlich sättigende Inuition jeweils aproblematisch, zuverlässig und der Tendenz nach für alle mitvollziehbar funktioniert".

Dabei bedeute die Einheitlichkeit der Denk- und Erlebnisbasis keineswegs, dass man nicht streite. Nur bewege sich die Diskussion in einem vorher abgezirkelten Bereich. Und am Beispiel der "Summa" des Thomas von Aquin liefert Mannheim eine Erläuterung, die sich auch als Kommentar zur hohen Priorität des Dialektischen in den DDR-Gesellschaftswissenschaften eignen würde: "Die Art und Weise, wie hier Thesen stets gegen Einwände durchgesetzt werden, das erinnert zumindest an Dialektik." Doch scheine dies keine wahre Dialektik in dem Sinne zu sein, dass in den Positionen wirkliche Polaritäten des Lebens kämpfen. Vielmehr würden in erster Linie jene Unstimmigkeiten aus dem Wege geräumt, die noch aus einer Situation stammten, als mehrere weltauslegende Gruppen miteinander konkurrierten, als mithin "die Monopolsituation der zur Herrschaft gelangten Ansicht noch nicht festgelegt war". (Mannheim 1982 [1928]: 335-340)

Die Ähnlichkeiten der DDR-Gesellschaftswissenschaften mit einer traditionellen Theologie weiteten sich im übrigen auf der praktischen Ebene zur Kirchenähnlichkeit. Nicht nur waren weltanschauliche Kriterien die entscheidenden Wahrheitskriterien und entschied die Festigkeit im Glauben über Sprecherlaubnis oder Sprechverbot. Auch die Kaderpolitik war gleichsam römisch-katholisch. Die Weihe zum Professor oder zur Institutsdirektorin (letztere ebenso kirchenähnlich selten) wurde in der DDR in einem Vorgang vorbereitet, der stark an die Prozeduren der Bischofsauswahl erinnert. In klandestinen Zirkeln reiften die Entscheidungen zwischen Hochschulparteileitung als Nuntiatur, ZK-Wissenschaftsabteilung als Kongregation für Glaubensfragen und Hochschulministerium als Kongregation für Bischofsernennungen. Den Einrichtungen – Sektions-, Universitäts- oder Akademieleitungen – war nur die unverbindlich-vorschlagende und konsultative Rolle eines Domkapitels zugewiesen.

Dagegen kam die Fehlbarkeit eines sündigen Menschen in den DDR-Gesellschaftswissenschaften im Grundsatz nicht vor, was durchaus seine Logik hatte. Der Sünder, gemäß katholischer Lehre, lasse das Böse zu oder lasse sich verführen, da er von Gott getrennt sei. Die historischen Gesetzmäßigkeiten jedoch, wie sie der Historische Materialismus offenbare, seien der Einsicht unmittelbar zugänglich, wenn man sich nur angemessen bemühe. Dennoch waren Bekennen und Bereuen, Buße als Abkehr von Fehlhaltungen und Fehlverhalten auch für DDR-Gesellschaftswissenschaftler/innen ein gelegentlich möglicher Weg, um (politische) Vergebung zu erfahren. Aber im ganzen stellte das Ineinanderschieben

des Politischen und des Wissenschaftlichen – "wissenschaftliche Leitung der Gesellschaft" und "marxistisch-leninistische Gesellschaftswissenschaften" – eine beidseitige Selbstüberforderung dar.

Die Dominanz des Politischen bewirkte, so eine modernisierungstheoretische Deutung der DDR-Gesellschaft (vgl. Pollack 2003), die politische Überfremdung der anderen Teilsysteme, etwa der Wissenschaft. Die funktionale Differenzierung – also die Spezialisierung gesellschaftlicher Teilbereiche, welche in modernen Gesellschaften die gesamtgesellschaftliche Komplexitätsbearbeitungskapazität überproportional steigert – bedarf jedoch des Operierens nach je eigenen Rationalitätskriterien. Die Medien von Wissenschaft und Politik sind einerseits Wahrheit im Sinne erklärungskräftiger Wissenskonstruktionen, andererseits Macht: Die Wissenschaft zielt auf Kenntnisgewinn und das Verstehen von Sachverhalten, Strukturen, Prozessen und Denkgebäuden. Die Politik dagegen zielt auf den Gewinn bzw. die Verteidigung von Gestaltungsmacht.

Unterworfen war die Wissenschaft in der DDR aber der politischen Rationalität, die sämtliche Operationen auf den Machterhalt ausrichtet. Damit wiederum konnten die Gesellschaftswissenschaften gerade nicht zum dauerhaften Machterhalt beitragen, da die politischen Prämissen eine angemessene wissenschaftliche Aufklärung der Gesellschaft einschränkten bis verhinderten. Stattdessen wurde ein heroisch anmutendes Wissenschaftsverständnis mit einer Politik verbunden, die heroisches Personal voraussetzt: "Das Prinzip der unbedingten Einheit von strengster wissenschaftlicher Objektivität und revolutionärer Parteilichkeit ist … ein grundlegendes Prinzip der marxistisch-leninistischen Gesellschaftswissenschaften", hieß es im Philosophischen Wörterbuch (Klaus/Buhr 1976: 488).

Dies enthält drei Bestimmungen auf der jeweils höchsten Steigerungsstufe: Die Objektivität ist "strengstens", die Parteilichkeit "revolutionär", und beider Einheit "unbedingt", also bedingungslos. So wurden die DDR-Gesellschaftswissenschaften zu einem politisch-epistemischen Ereignis, geprägt von dieser unbedingten Einheit zwischen Wissenschaft und Politik, die aber ihrer Bedingtheit durch eben diese Einheit der Differenz nicht entfliehen konnten:

- Einerseits bildeten die DDR-Gesellschaftswissenschaften eine spezifische Form von epistemischer Community aus: Die einer solchen Community zugehörigen Personen gehen starke normative und kognitive Bindungen ein, die sich auf ein bestimmtes Sachthema gesellschaftlicher Kommunikation beziehen hier, gleichsam größtmöglich: das Sachthema der Durchsetzung eines historischen Gesetzes, das einen Epochenwandel erzwingt. Darauf bauen sie einen geteilten Wissensbestand auf, der mit diesem Sachthema verknüpft ist. (Stichweh 2005: 126) In diesem Rahmen wurde dann die "strengste wissenschaftliche Objektivität" entfaltet. Das hatte insofern zeitgenössische Überzeugungskraft, als es um 'objektive' historische Gesetze ging, deren partikulare Nichtanerkennung ein Objektivitätshemmnis darstellte, dem wissenschaftlich entgegenzutreten war.
- Andererseits erforderte die "revolutionäre Parteilichkeit" strikte explizite und implizite Diskurskontrolle: Aussagenmengen wurden innerhalb bestimmter

Felder kontrolliert, selektiert, organisiert und kanalisiert. Durch Klassifikation, Anordnung und Verteilung fand sich geregelt, welche Aussagen innerhalb eines bestimmten Feldes 'wahr' oder 'richtig' sind und welche nicht. (Vgl. Foucault 1999: 54, 61f.) Die politische Zweckbestimmung des gesellschaftswissenschaftlichen Denkens wurde operationalisiert durch ein vorgegebenes Kategoriensystem, eine methodologische Monokultur und die Erteilung oder Versagung der je individuellen Sprecherlaubnis.

Gab es gesellschaftswissenschaftliche Innovationen, so mussten sie sich in dieser politisch-epistemischen Anordnung als Entfaltung des Kanonischen tarnen. Innovation jedoch ist zunächst immer das Noch-nicht-Mehrheitsfähige, benötigt also eine Umgebung, die gewähren lässt, um testen zu können, ob die Innovation mehrheitsfähig, mithin zum Mainstream werden kann. Dieser erstarrt irgendwann zur Orthodoxie, um damit reif zu sein für die Ablösung durch die nächste Innovation. Gesellschaftswissenschaftliche Innovationen in der DDR aber waren darauf angewiesen, sich mindestens als Mainstream, häufig auch als Orthodoxie zu inszenieren. Die Technik dieser Inszenierung waren codierte Sprachregelungen, die es dem den heutigen Leser oft mühsam machen, das Innovative in DDR-gesellschaftswissenschaftlichen Texten zu erschließen.

Vollends aber ließen sich die subsystemischen Eigenlogiken nicht suspendieren. "Unter der Oberfläche regten sich Kräfte des Wandels und der Kritik, der Entideologisierung und Rationalisierung, der Effektivierung und Reform". Dies wiederum "nicht, um das System abzuschaffen, sondern um es zu verbessern und zu dynamisieren" (Pollack 2003: 16), denn Politik und Gesellschaftswissenschaften nahmen sich wechselseitig als einer Weltanschauungsgemeinschaft zugehörig wahr.

Die Spannung zwischen weltanschaulicher Gemeinsamkeit und teilsystemischen Eigenlogiken musste prozessiert werden. Wie das funktionierte, lässt sich auf einen erklärenden Punkt bringen, wenn Wissenschaft und Politik als "Ressourcen für einander" begriffen werden – eine Deutung, die Mitchell G. Ash (2002: 32-50) für das Verhältnis beider in nichtdemokratischen Gesellschaften vorgeschlagen hat. In dieser Perspektive wird das Verhältnis nicht als eines verstanden, das allein durch wechselseitige Indienstnahme oder widerwillige Unterordnung der Wissenschaft gekennzeichnet sei. Vielmehr gehe die Initiative durchaus auch von Seiten der Wissenschaftler/innen aus, indem diese Allianzen mit externen Unterstützungsinstanzen schließen.

Wissenschaftliche Entwicklung sei in diesem Sinne die "Um- oder Neugestaltung von Ressourcenensembles", in denen sich Wissenschaft und Politik als gegenseitig mobilisierbar erweisen. Wissenschaftliche Autonomie und politische Vernetzung seien hierbei keineswegs inkompatibel. Vielmehr erwachse aus der Trennung der beiden Funktionssysteme Wissenschaft und Politik eine sinnvolle Arbeitsteilung zum Erreichen auch gemeinsamer Zwecke. Eine Folge dessen könne dann durchaus die Gewinnung von zusätzlicher Teilautonomie der Wissenschaft sein, wenn sich erfolgreich plausibel machen lasse, dass so den politischen Zielen noch effektiver gedient werden könne.

In der DDR dominierte zwar die Heteronomie das Verhältnis von Wissenschaft und Politik: Die Politik trachtete danach, die Wissenschaft zu domestizieren; die Wissenschaftler/innen sollten sich den politischen Vorgaben, Abläufen und Ansprüchen unterwerfen. Doch im Gegenzug wurden einige arttypische Eigenheiten zugestanden bzw. inkaufgenommen. So konnte die Heteronomie im Einzelfall durch – fortwährend prekäre – Teilautonomie-Arrangements relativiert werden.

Lassen sich Schlüsse aus der Entwicklung der DDR-Gesellschaftswissenschaften ziehen, die über diese selbst hinausweisen? Manche meinen, die einzig angemessene Lehre könne es sein, hinfort Politik und Wissenschaft striktestmöglich zu trennen. Andere arbeiten sich umgekehrt an der Frage ab, wie nach der DDR-Erfahrung noch eine gesellschaftliche Verantwortung der Wissenschaft wahrzunehmen sei, ohne politisch in Dienst genommen zu werden. Für beide Zugänge lassen sich gute Argumente mobilisieren. Diese sind jeweils auch jenseits der staatssozialistischen Erfahrung relevant. Hier sollen einige Hinweise zur gesellschaftlichen Relevanz und Verantwortung der Wissenschaft genügen:

- Erhellend ist im Kontext unseres Themas z.B., dass der Umbau der literaturwissenschaftlichen Institute an den ostdeutschen Universitäten in den 90er Jahren zufällig mit den Debatten zusammenfiel, ob und wie sich das philologische Methodenarsenal und Erkenntnisinteresse kulturwissenschaftlich erweitern ließe. Der leitende Wunsch dieser Debatten: mehr gesellschaftliche Relevanz der Literaturwissenschaften.
- In den westlichen Sozialwissenschaften gibt es eine längere Tradition gesellschaftlich intervenierenden Forschens. So war nach dem Kriegsende die Politikwissenschaft aus den Vereinigten Staaten nach Deutschland importiert worden – als "Demokratiewissenschaft" und Teil der Reeducation, also für explizit außerwissenschaftliche Zwecke. In den 60er und 70er protegierten Studentenbewegung und Hochschulreform Jahren eine "reflexive Praxisorientierung" der Sozialwissenschaften. Die westdeutsche Hochschuldemokratisierungsbewegung vertrat einen "doppelten Gesellschaftsbezug" der Hochschullehre: Dieser beinhaltete parallellaufend eine Orientierung der Ausbildung an den komplexen Problemlagen der Berufsrealität und die Reflexion der Lehrinhalte auf ihr gesellschaftliches Veränderungspotenzial hin. (Oehler 1986: 71)
- Die dominierende Perspektive hat sich zwischenzeitlich geändert, aber das so thematisierte Problem nicht: In neuerer Zeit arbeiten sich die (Sozial-)Wissenschaften daran ab, wie sich wissenschaftliche Politikberatung leisten lasse, ohne in politisierte Wissenschaft abzudriften oder als Legitimationsfassadenmaler "Es ist alles entschieden, jetzt brauchen wir Beratung" (Kaube 2014) benutzt zu werden. Zugleich ist unter Sozialwissenschaftlern immer wieder eine Unzufriedenheit zu beobachten, die sich im Leiden an Beratungsunterzucker äußert: Obgleich man doch sehr viel mehr über die Gesellschaft als die Praktiker wisse, werde man von diesen nicht genügend gefragt, zu Gutachten gebeten und in einschlägige Kommissionen berufen.
- Jüngere Diagnosen und Prognosen zur Wissenschaftsentwicklung identifizieren einen neuen und sich zunehmend durchsetzenden Modus der Wissenspro-

duktion, etwas inhaltsleer als "mode 2" bezeichnet. Dieser reagiere auf komplexe und instabile Umwelten, indem er nicht nur postdisziplinär sei, sondern primär im Kontext der Anwendung erfolge. Es gehe um die Produktion sozial robusten Wissens, indem die Wissenschaft auch die gesellschaftliche Wirkung ihrer Erkenntnisse unmittelbar berücksichtige. Forschung und Anwendung fallen in diesem Modell insoweit zusammen, als ein permanentes Hin- und Herbewegen zwischen Theorie und Praxis, Entdeckung und Anwendung charakteristisch sei. (Gibbons et al. 1994; Nowotny/Scott/Gibbons 1993)

- Dem mode 2 ähnlich, aber sehr viel stärker zielbestimmt tritt das Konzept der Transformativen Wissenschaft auf. Hier geht es um die Mobilisierung der Wissenschaft für eine Große Transformation, um die grand challenges der Menschheit zu bestehen und letztlich deren Überleben zu sichern. Sei die deutsche Wissenschaftspolitik in den 50er und 60er Jahren vor allem staatsgetrieben gewesen, danach bis in die Gegenwart industriegetrieben, so stehe jetzt die Etablierung einer gesellschaftsgetriebenen Wissenschaft an (BUND 2012: 21). Von der "Wissenschaft über" müsse man zur "Wissenschaft für" gelangen. Die explizite Beteiligung von Nichtwissenschaftlern dabei einst als Partizipation von Laien mehr duldend erlitten wird nun als Beteiligung von Stakeholdern neu akzentuiert. (Vgl. Schneidewind/Singer-Brodowski 2013)
- Auf der Organisationsebene der Hochschulen gewinnt parallel dazu das Konzept der Third Mission an Bedeutung: Hochschulen werden gesellschaftlich wirksam, indem sie Instrumente der externen Kontaktaufnahme und Kooperation entwickeln, die über das, was herkömmlich mit Lehre und Forschung First & Second Mission verbunden ist, hinausgehen (vgl. Schmid/Henke/Pasternack 2015). Auch hierbei geht es um eingreifendes Wirksamwerden auf Basis der spezifisch wissenschaftlichen Expertise, nämlich um Wissenstransfer in außerwissenschaftliche Anwendungskontexte und umgekehrt um den Transfer von Wissen und Bedarfen aus Zivilgesellschaft und Wirtschaft in die Hochschulen.
- Im Zusammenhang von Transformativer Wissenschaft und Third Mission findet das Konzept der sozialen Innovation Verbreitung, definiert als eine "intentionale, zielgerichtete Neukonfiguration sozialer Praktiken in bestimmten Handlungsfeldern bzw. sozialen Kontexten, mit dem Ziel, Probleme oder Bedürfnisse besser zu lösen bzw. zu befriedigen, als dies auf der Grundlage etablierter Praktiken möglich ist" (Howaldt/Schwarz 2010: 89f.). Von technischen Innovationen unterschieden sich soziale dadurch, dass erstere *Mittel* gesellschaftlichen Wandels, soziale Innovationen hingegen *Akte* gesellschaftlichen Wandels sind (Gillwald 2000: 36).

Fazit: Geistes- und Sozialwissenschaften entkommen ganz offenbar ihrer Gesellschaftsbezogenheit auch in anderen Kontexten als denen der DDR nur schwer, und wenn sie es dennoch versuchen, manövrieren sie sich leicht in die Irrelevanz. Doch den Analysen und Dokumentationen der DDR-Gesellschaftswissenschaften lassen sich Hinweise entnehmen, wie der Gesellschaftsbezug wissenschaftlicher Produktionsprozesse besser nicht gestaltet werden sollte.

Zunächst zeigt die DDR-Erfahrung, dass die Fremdbestimmtheit der Wissenschaft eher nicht gesellschaftlich nützlich ist. Indem die Überfremdung der Wis-

senschaft durch Politik funktionale Differenzierungen unterläuft, verhindert sie die Spezialisierung gesellschaftlicher Teilbereiche, die in modernen Gesellschaften die gesamtgesellschaftliche Komplexitätsbearbeitungskapazität überproportional steigert. Wissenschaft, die nicht nach ihren eigenen Rationalitätskriterien operieren kann, ist daher nicht einmal politisch nützlich: Auch politischen Akteuren ist nicht geholfen, wenn die im Alltagsbetrieb identifizierten Probleme lediglich wissenschaftlich reformuliert und bestätigt werden. Vielmehr lassen sich die Potenziale von Forschung erst dann ausschöpfen, wenn die Problemhorizonte der Praktiker erweitert bzw. überschritten, voranalytische Urteile durch wissenschaftlich gestützte und reflektierte Urteile ersetzt, geläufige Sicherheiten aufgebrochen und neue Differenzierungen eingeführt werden, also kurz: die Komplexität des Problembewusstseins gesteigert wird. Wissenschaftliche Objektivität ist dabei nicht die Orientierung an "objektiven" historischen Gesetzen, sondern die Vermeidung partikularer Perspektivenverengungen.

Sodann benötigt Wissenschaft statt expliziter und impliziter Diskurskontrolle eine Umgebung, die gewähren lässt, um Innovationen testen zu können. Selbstverständlich ist all dies auch jenseits der DDR nicht: Methodologische Monokultur schwächt die Widerstandskraft wissenschaftlicher Deutungen, da diese dann nicht herausgefordert werden – wie z.B. die Wirtschaftswissenschaften mit ihrer mathematisch-modellierenden Radikalisierung der Neoklassik in den jüngsten Krisen vor Augen geführt haben. Wenn sich Wissenschaft in eine Weltanschauungsgemeinschaft eingliedert, ist sie auch nur für genau diese, nicht aber gesellschaftlich relevant. Man betrachte hier etwa die Wortmeldungen evangelischer und katholischer Theologen im Abendmahlsstreit – und im Unterschied dazu die nicht nur theologisch, sondern auch geschichtswissenschaftlich verankerten Luther-Kontroversen, die im Vorfeld des Reformationsjubiläums 2017 an Fahrt aufgenommen haben.

Mithin: Externe Erwartungen zu integrieren darf nicht heißen, der Beobachtung und Analyse wissenschaftsexterne Prämissen zugrundezulegen – wird dies aber vermieden, muss die Integration externer Aufklärungserwartungen in Forschungsprogramme weder zwingend dysfunktional noch ethisch bedenklich sein. Freiheit der Wissenschaft heißt dann aber auch, dass Forschung ebenso eingreifend angelegt wie dezidiert frei von Interventionsabsichten sein kann – also beides möglich ist und gesichert wird. Ist die Wissenschaft indes eingreifend angelegt, darf sie dabei nicht staatsgebunden sein. Denn das vor allem zeigen die Erfahrungen der DDR-Gesellschaftswissenschaften: Deren Problem war weniger die Bindung an ein politisches Projekt, sondern an einen Staat. Staatsgebundene Wissenschaft hat es immer mit lockenden Anreizen und im Konfliktfall mit mobilisierbaren Instrumenten weicher oder harter Repression zu tun. Das sind 'beste' Voraussetzungen für die Vermeidung wissenschaftlicher Irritierbarkeit.

Indem die DDR-gesellschaftswissenschaftliche Wissensproduktion in einem ideologisch gesetzten Rahmen zu geschehen hatte, waren ihrer Irritierbarkeit, z.B. durch Empirie, unüberschreitbare Grenzen gezogen. Die nichtirritierbare Bindung an ein außerwissenschaftliches Interesse aber führt in die Irrelevanz, und zwar doppelt: Die eigene Erkenntnisproduktion ist kontaminiert durch nichtwissenschaftliche Vorannahmen, die Intuitionen, Fallauswahl oder Deutungen lei-

ten und derart zu gleichsam verunreinigten Ergebnissen führen. Doch auch die Rationalisierung politischen Entscheidungshandelns – im Sinne eines höheren Maßes an Vernunftbasiertheit – kann mit verunreinigtem Wissen nicht gelingen. Deshalb nicht zuletzt erwies sich die DDR-Geschichte auch als eine Geschichte des Scheiterns der Verwissenschaftlichung von Politik. Die Lehre aus der Geschichte der DDR-Gesellschaftswissenschaften ist insofern nicht, dass Wissenschaft und Praxis unter allen Umständen getrennt sein müssen; vielmehr sind beide so zu koppeln, dass Überbrückungen der Grenze zwischen ihnen gelingen, die zugleich die Grenze erhalten.

"Der Anfang vom Ende ist immer diskret" (Enzensberger 1978: 9): Dies galt auch für die DDR. Das Ende der DDR wäre auch ohne ihre Gesellschaftswissenschaften gekommen. Aber neben Kunst und Kultur waren es die Gesellschaftswissenschaften, die für die Diskretion sorgten, mit ihren Leistungen und ihren Fehlleistungen. Mit den einen legitimierten sie sich universalistisch als Wissenschaften, mit den anderen partikularistisch als staatliche Wissenschaft. Sich das gelegentlich vor Augen zu führen, kann auch jenseits der DDR durchaus nützlich sein.